

Auf dem Felsen am Meer

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 17

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

werden, wodurch der Haushaltskasse mancher willkommene Groschen zugeführt werden kann.

Wer sich mit offenem Auge auf dem Arbeitsmarkt umsieht, dem wird es nicht so leicht an Gelegenheit fehlen, um sich einen Nebenerwerb zu verschaffen. Geschickte flinke Frauenhände werden im Reiche der Industrie das für sie Passende finden, um sich den Neigungen oder der Begabung entsprechend betätigen zu können, sei es durch die Anfertigung künstlicher Blumen, Beschäftigung für Färbereianstalten usw. Zaghaftes Abwarten führt schwerlich zum Ziel, während persönliches Anfragen an Ort und Stelle und auch aufmerksames Beobachten der Nachfrage im Inseratenteil der Zeitung, im Arbeitsnachweis, wo Arbeitskräfte für die verschiedensten Branchen gesucht zu werden pflegen, häufig genug als nützlicher Fingerzeig und als erster Schritt zur Erreichung des Gewünschten gelten kann.

Manche Frauen empfinden eine Art Scheu

davor, sich auf ein unbekanntes Gebiet zu wagen. Der erste Versuch jedoch wird sie alsbald belehren, daß heutzutage die Frau im Erwerbseben als eine so selbstverständliche Erscheinung gilt, daß ihr persönliches Anfragen oder ihre Bewerbung durchaus wie etwas ganz Alltägliches betrachtet wird und nicht, wie der Neuling vielleicht fürchtet, als etwas Absonderliches.

Wirft die fabrikmäßige Hausarbeit auch nicht goldene Berge ab, da die Hausfrau meistens auch nicht über allzuviel freie Zeit verfügt, um sie auf derartige Nebenbeschäftigungen zu verwenden, so erfüllt diese Art der Arbeit immerhin den Zweck, das vielleicht nicht ausreichende Einkommen des Mannes zu ergänzen, ohne daß die Hausfrau und Mutter der Häuslichkeit entzogen wird, wie es bei manchen anderen Nebenberufsarten vielfach der Fall ist. — „Rühre die Hände nur stets, und du wirst reichlich belohnt!“

Auf dem Felsen am Meer.

Von Johanna Siebel.

Auf dem Felsen am Meer stand ein Mensch und schaute in die unendliche Weite, bis dort hin, wo das blaue Meer und der blaue Himmel sich berührten. Die Sonne strahlte, das Firmament spannte seinen Wunderbogen über Meer und Land, der Wind harpte seine Lieder mit den rauschenden Wogen. Und auf dem schimmernden Felsen am Meer, den das Leben mit Blumen überzogen, drängten sich zierliche Moose und kleine blaue, lautlos schwingende Glockenblumen innig aneinander.

Der Mensch, der auf dem Felsen hinausliefchte in die endlose Weite, in die Fluten, die von fernher zum Ufer drängten und in den brausenden Wind, schmiegte sich in die Sonnenstrahlen und die blühende Erde, die den Felsen bedeckte. Er war wie ein Teil von ihnen. Seine Seele vernahm die Sprache des Meeres.

Das majestätisch wogende Meer sagte: „Ich nehme und gebe. Ich bin ohne Ruhe und ohne Ermüden. Ich berge und spende Leben und Tod. Ich vereinige und trenne. Ich bin allgewaltig und ein Ungeheuer an Kraft. Mit mir kann niemand sich messen. Meine Atemzüge sind Ebbe und Flut. Wenn ich Atem schöpfe, ziehen sich die Wogen zurück vom Strand. Ich trinke und schlürfe meine eigenen Wasser und entblöse den Grund. Ich zeige meine eigenen

Tiefen und Untiefen. Ich stoße meinen Atem aus, und meine Wogen überfluten die leeren Gebreite; sie brodeln und gurgeln empor, sie zerbrechen jeden Widerstand. Was meine Kraft entblöst, bedecke ich wieder; ich lege den Mantel meiner Wogen über meine eigenen Tiefen und Untiefen. Ich bin ewig dieselbe Kraft, ich bin ewig die gleiche Macht, ich bin ewig wechselnd. Mein Atem benagt die Felsen. Ich ziehe ihn langsam in mich hinein. Ich verschlinge alles und gebe es tausendfältig zurück. Ich bin das Meer. Ich bin voller Allmacht!“

Die goldene Sonne am Himmel lächelte, sie legte breite Strahlenbündel über den Himmel und das Wasser. „Ich bin das ewig lodernde Feuer!“ sagte sie. „Ich bin mächtiger als alles. Ich bin der Anfang. Ich bin die Mutter der Erde. Ich blitze und sprühe in den Wogen und zeige im kleinsten Wassertropfen eine funkelnde Welt. Wenn ich will, trinke ich das Meer aus und verbrenne die Wunder auf seinem Grunde. Wenn ich will, zerbröckle ich sie und mache sie zu blödem Sand. Wenn ich will, breiten sich Wüsten, wo vordem Wogen sich wälzten. Ich bin allmächtig. Ich bin das Licht. Wenn ich erlösche, vergehen Meer und Land!“ —

Der Wind spielte mit dem kräuselnden, glei-

tenden Wasser und mit den blitzenden Sonnenstrahlen. Der Wind sagte: „Ich bin allmächtig. Ich blase den Sand der ausgetrockneten Meere über das Land und vergrabe die Städte. Eine nach der andern, immer wieder. Niemand weiß, wie viel ich zerstörte, was alles ich vergrub im Laufe der Zeiten. Der Menschen Werk ist Land für mich. Ich ersticke und zermalme es. Ich entfalte meine Schwingen und umfauche im Sturm die Welt. Wenn ich will, wachse ich an zum Orkan. Ich schlage das Land. Ich peitsche die Wogen, und das Meer muß sich beugen unter mir. Ich hebe seine Wasser empor haushoch. Ich halle die Wolken zusammen und verhülle die Sonne. Ich vernichte und segne. Ich hebe die Samen der Felder auf meine Schwingen und befruchte damit die Einöde. Ich bin der Bote der Lüfte. Ich bin der Wind. Ich bin allmächtig!“

Die kleinen blauen Glocken, die den Felsen am Meer überblühten, legten ihre zarten Blütenkelche aneinander. Das Leben leuchtete in ihnen und den feinfiedrigen Moosen und dem schimmernden Käfer, der über die Erde glitt.

Die blühende Erde sprach: „Ich bin das Leben. Ich kenne nicht Tod und nicht Grab. Ich küsse den Sand und gebe ihm neues Blühen. Ich küsse das ausgetrocknete Meer und lasse fruchtbares Land erwachen. Das starre Gestein und die Oberfläche der Felsen lasse ich

erblühen. Ich locke Keime aus der Tiefe und bin lebendig auf dem untersten Grund der Meere; ich schwebe im Vogelflug über dem Wasser. Ich segne den Menschen und seine schaffende Kraft, die das Dedland rodet und Hütten und Städte erbaut. Ich bin im Sonnenstrahl, ich bin im Wind, der meine Samen auf seine gewaltigen Schwingen nimmt und sie hinträgt über die Weiten der Welt. Ich bin im Schoß der Erde die treibende Kraft, die den Keim belebt und ihn schwellen und drängen läßt zum Licht. Ich bin in allem, was in und über der Erde ist. Ich bin im Menschengestalt und in der Menschenseele. Ich bin die ewige Wandlung. Ich bin das Leben.“

Die Augen des Menschen auf dem Felsen am Meer leuchteten und strahlten. Seine Hände glitten in demütiger Andacht über die kleinen blauen Glockenblumen, deren suchende Wurzeln beneht wurden von den rauschenden Wogen, die ihre Kelche hoben in den Segen der golden gleitenden Sonnenstrahlen, die sich wiegten im harfenden Wind. Der Mensch fühlte sein Einssein mit den Elementen, er fühlte die einigende Größe des Alls, in der die Menschenseelen die schwingenden Glocken sind, die in Sonnenschein und Sturm, im Meeressbrausen und der Stille der Felder den Klang des ewigen Lebens tragen, von Ufer zu Ufer.

Steuern.

Von N. B.

August der Starke von Sachsen hatte einen Hofnarren, der sich nicht nur durch seinen Wit, sondern fast mehr noch durch seine Kühnheit auszeichnete. Man saß einmal bei Tafel und sprach über die Finanzen. August hatte gerade die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß die ausgeschriebenen Steuern letzten Endes doch immer nur so geringen Betrag brächten. Da griff der Hofnarr in einen Weinkühler, nahm ein etwa faustgroßes Stück Eis daraus hervor und reichte es mit der Bitte um Weitergabe an den König seinem Nebenmann. So wanderte der Klumpen Eis rings um die Tafel von Hand zu Hand, von den Beamten angefangen zu den Militärs, den geistlichen Herren bis hinauf in die Reihe der Minister.

Und merkwürdig: jeder, der die Kühle des Eises in seiner Hand fühlte, schwieg betreten und beeilte sich, wenn er das peinliche Stückchen an seinen Nachbarn weitergegeben, mit dem Mundtuche die Finger zu säubern, als habe er etwas unangenehm Klebriges berührt. Der König allerdings bekam, listigerweise von dem Finanzminister, nur noch ein winziges Stückchen des Eises überreicht, das noch in seiner Hand sich auflöste in ein farbloses Tröpfchen von dem melancholischen Aussehen einer Träne. Als der König darauf durch die Stille fragend den Hofnarren ansah, antwortete dieser: „So, Eure Majestät, nur so werden Steuern zu Wasser.“